

„Durch Abschalten
verweigern“

Medien und Gewalt

Günter Müchler

„Ich finde es von den Medien total unverantwortlich, dass die Schüler zum Teil zu Hause besucht werden. Das ist eine Unverschämtheit. Und es gibt auf der anderen Seite diese verdammte Boulevardpresse, die ständig irgendwelche Toten noch auseinander zerrt, damit auch ja 'ne verdammte geile Story rauskommt. Und das finde ich einfach nur verdammt Scheiße.“

In heftigem unverstellten Zorn schrie eine Schülerin diese Sätze in ein hingehaltenes Mikrofon. Zu diesem Zeitpunkt lag das Blutbad am Erfurter Gutenberg-Gymnasium schon ein paar Tage zurück, und die Menschen in der thüringischen Landeshauptstadt hatten gelernt, dass es ein großer Unterschied ist, ob man als Unbetroffener Zeitungen liest, Radio hört oder Fernsehen sieht oder mitten in einem medialen Heerlager lebt. In ihrer tiefen Verzweiflung nahmen sie vor allem das hässliche Gesicht der Medien wahr. Was Wunder, dass sie das voyeurhafte, rücksichtslose Verhalten einzelner auf *Sex and Crime* abonniertes Reporter und Gazetten der ganzen Gattung anhefteten?

Gegen diese Form der kollektiven Schuldzuweisung lässt sich wenig aussprechen. Sie ist ebenso ungerecht wie verständlich. Mich hat gefreut, in einer Berliner Zeitung aus dem Munde einer Pädagogin zu erfahren, dass sie im Deutschlandfunk, für den ich arbeite, einen der wenigen einfühlsamen Berichte über das Erfurter Massaker gehört habe. Doch selbst so ein tröstliches Wort hilft nicht über die Erkenntnis hinweg, dass „die

Medien“ immer mehr an Glaubwürdigkeit verlieren und ihre Vertreter in den einschlägigen Sympathieskalen ziemlich weit unten rangieren, etwa dort, wo die Politiker eingestuft werden. Es ist schon ein sonderbarer Befund: Je prägender der gesellschaftliche Einfluss der Medien wird, desto mehr schrumpft ihre Kreditwürdigkeit.

Im Falle Erfurt spielt die Medienscheitelte auf zwei Ebenen. Vordergründig richtet sie sich auf Unsensibilitäten bei der journalistischen Tatortrecherche, auf das Ausweiden von Leid und Schrecken. Weitaus brisanter, weil grundsätzlicher, ist der Vorwurf, die Medien könnten für Gewaltexzesse à la Erfurt Mitverantwortung tragen.

Das Thema „Medien und Gewalt“ ist alles andere als neu. Eine unüberschaubare Menge wissenschaftlicher Publikationen beschäftigt sich mit diesem Thema. An die 6000 Studien sollen existieren. In den öffentlichen Diskurs gerät das Thema regelmäßig dann, wenn die Umstände einer besonders monströsen Tat die Vermutung nahe legen, der Täter könne an einem bestimmten Film oder einem Computerspiel Maß genommen haben.

Am Pranger standen die Medien 1999. Nach dem Massaker zweier Halbwüchsiger an Mitschülern und Lehrern in Littleton, Colorado, waren die üblichen Verdächtigen bald gestellt: der US-amerikanische Waffenkult und das Fernsehen. Schuld habe, so resümierte damals die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, „eine in die Gewalt geradezu verliebte Fernseh-

kultur“. Speziell ins Visier gerieten die neuen Medien. Die Täter von Littleton hatten sich, ehe sie wild um sich schossen, mithilfe von Gewaltfilmen, PC-Spielen und Hassmusik in Stimmung gebracht.

Das Blutbad von Erfurt ist das vorläufig letzte Glied in einer Kette rätselhafter Eruptionen überwiegend jugendlicher Gewalt. Über ihre Ursachen gehen die Meinungen auseinander, und sicher ist, dass eine monokausale Erklärung zu kurz greift. Indessen weisen alle Indikatoren darauf hin, dass Jugendgewalt und Medienkonsum etwas miteinander zu tun haben.

Das hören die Verantwortlichen der TV-Sender und Filmgesellschaften natürlich nicht gern. So beeilten sich nach Erfurt die Chefs der großen deutschen Sender zu versichern, Gewaltverherrlichung komme in ihren Häusern nicht vor. Auf Medienkongressen wird seit Jahren ein kausaler Zusammenhang zwischen Gewaltdarstellung und Gewaltanwendung wortreich bestritten. Und wo doch einmal Selbstzweifel aufkommen, werden sie sehr bald zerstreut. Nichts lindert Gewissensbisse so zuverlässig wie steigende Quoten. Alles hat seine Zeit; das publizistische Ethos ist bei Preisverleihungen gefragt.

Eine kalmierende Rolle spielt die Forschung. Vor einiger Zeit konnte man von einer Untersuchung unter den Bewohnern der Insel St. Helena lesen. Auf dieser abgelegenen Insel, die der letzte Aufenthaltsort des Kaisers Napoleon war, gab es bis 1995 kein Fernsehen. Nun untersuchten englische Verhaltensforscher, wie die Einführung dieser Errungenschaft auf die Menschen gewirkt habe. O Wunder: Speziell bei Kindern beobachteten die Forscher weniger unsoziales Verhalten, ja sogar einen Zuwachs an Friedfertigkeit.

Dieses eher skurrile Forschungsergebnis illustriert, dass auf die Fachwissenschaften nur bedingt Verlass ist, wenn es darum geht, Aufschluss über die Wir-

kungsweise des Fernsehens zu bekommen. Jahrelang lagen zwei Schulen miteinander im Wettstreit. Während die eine den mimetischen (Wiederholungs-)Effekt von Gewaltdarstellungen hervorhob, schrieb die andere dem Konsum von Bild-Gewalt eine kathartische Wirkung zu. Vereinfacht formuliert: Wer brutale Filme sieht, wird dermaßen abgeschreckt, dass er sich im realen Leben zur Sanftmut bekehrt. Verständlich, dass sich die Kathsarsis-Theorie bei Sendern und Produktionsfirmen stets großer Beliebtheit erfreute.

Inzwischen hat sich die Gemengelage einander neutralisierender Theorien aufgelöst. Niemand bestreitet mehr ernsthaft, dass heftiger Konsum von Gewaltdarstellungen zur Nachahmung führen kann, liegen auf der Empfängerseite bestimmte Bedingungen vor. An der Tatsache, dass auf der Angebotsseite die Gewalt boomt, lässt sich sowieso nicht rütteln. Bereits der amerikanische Telecommunications Act von 1996 hielt fest:

„Das durchschnittliche amerikanische Kind ist jede Woche während 25 Stunden dem Fernsehen ausgesetzt. Dabei werden Kinder im Durchschnitt mit 8000 Morden und 100 000 Gewaltakten konfrontiert.“

Auch in Deutschlands Massenmedien haben Gewalt und Horror Hochkonjunktur. Nach einer Untersuchung der *Hörzu* wurden 1998 in TV-Spielfilmen 439-mal Kinder geprügelt, vergewaltigt, ermordet. 25 000 Morde werden pro Jahr im deutschen Fernsehen gezeigt, 25 Stunden Mordszenen pro Woche.

Die Gewaltwelle ist eine wahrhaft globale. Nach einer UNESCO-Studie, die die Verhältnisse in 23 Ländern der Erde unter die Lupe nahm, ist Arnold Schwarzenegger, der große Terminator, Vorbild Nummer eins der Jugendlichen, gleichgültig, ob sie in den USA oder in Afrika oder in Australien leben. Der Gewaltmensch ist weltweit identitätsstiftend. Kann das ohne Wirkung bleiben? Die Antwort der

Pappkarton vor dem Erfurter Gutenberg-Gymnasium am 1. Mai 2002 als symbolischer Mülleimer für Gewalt verherrlichende Videospiele. Foto: dpa



UNESCO-Studie auf diese Frage lautet eindeutig nein: Zehn Prozent der Kinder, so schätzt sie, sind durch Gewaltdarstellungen beeinflussbar. Maßgeblich für die Wirkungsweise von Gewaltdarstellungen ist die Disposition des Rezipienten.

„Jugendliche, die aus normalen, guten Elternhäusern kommen, entwickeln gar keine Symptome, außer dass sie vielleicht ein bisschen abgebrühter werden gegenüber Gewalt“, weiß der niedersächsische Innenminister und Kriminologe Christian Pfeiffer. „Hoch gefährdet sind dagegen die, die nicht wissen, wo’s lang geht, die kein klares Selbstbild haben, und solche, die von Wut gegenüber jemand erfüllt sind, für die kann das eine Handlungsanleitung werden, sich den Frust vom Leibe zu bringen, und das kann in Aggressionen münden. Von daher: für die eine kleine Gruppe aggressionsfördernd, für die andere eigentlich ohne Bedeutung.“

Ein Kind, das in einem Zuhause aufwächst, in dem die Eltern selbst Liebhaber

hardter Action-Filme sind, ist gefährdeter als ein anderes, bei dem das nicht der Fall ist. Weitere Merkmale lassen sich nennen: Jüngere Menschen sind anfälliger als ältere, Jungen mehr als Mädchen. Auch Intelligenz und soziales Umfeld sind zu beachten. Einen Jugendlichen, der Gewalt im täglichen Leben erfährt, der beispielsweise immer wieder erleben muss, wie der Vater die Mutter schlägt, können Gewaltdarstellungen im Fernsehen stimulieren.

Laut Professor Jo Groebel, Generaldirektor des Europäischen Medieninstituts, der die oben erwähnte UNESCO-Studie koordinierte, zeigen Großkonsumenten von Gewaltfilmen folgende Symptome: Sensibilität und Mitleid mit den Opfern nehmen ab, es sinkt die Hemmschwelle, Gewalt gutzuheißen, Kindern und Jugendlichen, die einen psychischen Knacks haben, fällt es schwer, Realität und Fiktion zu unterscheiden.

Erwähnenswert ist, dass die fortwährende Begegnung mit Gewaltdarstellungen

gen nicht bloß erhöhte Gewaltbereitschaft, sondern auch vermehrte (und übertriebene) Angst vor Gewalt hervorrufen kann. Schon vor fünfzehn Jahren wurde von amerikanischen Kommunikationswissenschaftlern (Gerbner/Gross) nachgewiesen, dass *heavy viewers*, das heißt Menschen, die über drei Stunden täglich vor dem Fernseher sitzen, zehnmal häufiger als andere Angst hatten, selbst Opfer von Gewalt zu werden.

Über den Nachahmungseffekt schreibt Umberto Eco: „Jeder weiß: Wenn heute zwei Selbstmorde auf den Titelseiten der Zeitungen stehen, gibt es morgen einen dritten. Wenn sich ein Bonze mit Benzin übergießt und sich auf einem öffentlichen Platz ansteckt, gibt es bestimmt einige Nacheiferer. Die Gewalt im Fernsehen kann verführen und eine gewisse mimetische Gewalt erzeugen.“

Gewalt bringt Quote

Wie kommt es zu der Häufung von Gewaltdarstellungen in Film und Fernsehen? Die Antwort ist einfach: Gewalt bringt Quote. Nach diesem Grundsatz werden weite Programmstrecken speziell der privaten Fernsehsender konstruiert, auch wenn die Verantwortlichen das nicht wahrhaben wollen. Für die öffentlich-rechtlichen Anstalten trifft diese Feststellung nicht im selben Umfang zu, doch im Konkurrenzkampf ebnen sich die Unterschiede mehr und mehr ein. Es kommt nicht von ungefähr, dass die ARD nach den Ereignissen von Erfurt eine Reihe von Filmen aus dem Programm nahm.

Gerechtfertigt wird die Häufung der Gewaltdarstellungen oft mit der Behauptung, die Medien hätten die Gesellschaft zu spiegeln, und die Gewalt in der Gesellschaft nehme eben ständig zu. Mit dieser Erklärung macht man es sich zweifellos zu einfach. Abgesehen davon, dass sich die erfahrbare Welt immer noch in erfreulicher Weise von der medial ver-

mittelten Welt unterscheidet, wäre ja auch denkbar, dass der Zustand der Gesellschaft, den die Medien angeblich spiegeln, von ihnen mit herbeigeführt wurde.

Die apologetischen Versuche lassen im übrigen außer Acht, dass sich an der Art und Weise, wie Gewalt dargestellt wird, in den letzten Jahren viel geändert hat. Zwar haben Mord und Totschlag in der Filmgeschichte immer ihren Platz gehabt, doch während früher mehr oder minder klar zwischen Gut und Böse unterschieden wurde, ist dieses Regulativ heute weitgehend abhanden gekommen. Man kann sogar behaupten, dass die Aufhebung dieser Differenz geradezu ein Markenzeichen vieler moderner Filme ist. In dem Streifen „Natural Born Killers“ bringen es die Hauptakteure, ein übergeschnapptes Pärchen, auf nicht weniger als 52 Morde. Die beiden enden als Volkshelden, mit denen sich jeder identifizieren kann. Immer öfter sieht man Filme, in denen Gewalttäter die ganze Einfühlsamkeit des Drehbuchs genießen, während die Cops die Miesen sind. Auf diese Tendenz zur Gewaltverherrlichung hat Manfred Kock, Präses der evangelischen Kirche in Deutschland, hingewiesen:

„Ich bin der Meinung, dass wir durch die Art und Weise, wie Gewalt zelebriert wird, etwas wie eine Enttabuisierung haben. Ich erinnere mich an meine Kindheit – wir haben uns auch gekloppt mit den Kindern in der Nachbarstraße, aber es gab bestimmte Regeln, die wir einhielten [...], es gab auch, wenn man die Wut hatte, immer noch eine Hemmschwelle. Und durch die Art und Weise, wie das dargestellt wird in manchen Krimis oder Psychoschockern, da wird eigentlich vorgelebt, wie enthemmt wird.“

Die Brutalisierung der Darstellung ist eine Entwicklung, die man, wenn man genau hinsieht, auch an der Tatort-Reihe ablesen kann. Wer heute in den dritten Programmen frühe Tatort-Krimis sieht, wird

nicht bloß feststellen, dass sie besser waren. Ein Mord war noch ein Mord, das heißt in der Regel herbeigeführt durch Erschießen, wobei die Leiche dezent im Hintergrund blieb. Heute muss es in einem Streifen wenigstens eine Vergewaltigung geben, eine Kindesmisshandlung oder eine zombiehafte Zerstückelung. Die Kamera verweilt voyeurhaft auf entstellten Gliedmaßen und anderen degoutanten Details. Für diese Entwicklung lässt sich kein Startpunkt feststellen. Die Übergänge waren fließend. Möglicherweise bedeutete die Schimanski-Serie einen qualitativen Einschnitt. Die Figur des Kommissars als Action-Held, der sich wild herumprügelt und spricht wie ein Prolet, macht aus Täter und Fahnder zwei Rollen eines Milieus, zu dem die Gewalt gehört wie das Salz zur Suppe.

„Die Gewürze werden immer schärfer“, sagt Norbert Schneider, Direktor der Landesmedienanstalt von Nordrhein-Westfalen. Und tatsächlich: Das *testing the limits* ist ein Phänomen, das den Medienmarkt generell charakterisiert. Die Berufung auf künstlerisch-ästhetische Intentionen wirkt da nicht immer überzeugend. Er habe einen Film über die neunziger Jahre machen wollen, erklärte Oliver Stone, als seinem Streifen „Natural Born Killers“ der Vorwurf sinnloser Brutalität gemacht wurde. Laut *Spiegel* soll „Natural Born Killers“ zehn realen Mordserien als Vorlage gedient haben. Der bekannteste Fall betrifft zwei Jugendliche, die, nachdem sie ein paar Tabletten LSD geschluckt und den Stone-Film wieder und wieder gesehen hatten, eine Verkäuferin bei einem Raubüberfall niederschossen.

Testing the limits: Die letzten Tabus werden gebrochen, die Grenzen des Möglichen immer weiter hinausgeschoben. Dies dient als Hebel, Aufmerksamkeit zu erregen. Verhalten sich die jungen Glatzköpfe, die Hitler-Parolen brüllen, sehr viel anders? Sie haben nur wenig im Hirn,

aber in einem Punkt sehen sie ganz klar: dass die Zurschaustellung von Nazi-Emblemen und Prozessionen zum Grab von Rudolf Heß vermutlich zu den letzten Mitteln gehört, um von sich reden zu machen. „Der mediale Gewaltmarsch“, schrieb eine Wochenzeitung vor einiger Zeit, „ist ein Wettrennen um Effekte und Aufmerksamkeit.“

Rücksichtsloser „Realismus“

Die Diskussion über „Gewalt und Medien“ konzentriert sich in der Regel auf den fiktionalen Bereich. Beachtung verdienen aber auch Entwicklungen der Nachrichtengebung. Die Brutalisierung – andere würden sagen: der Realismus – der Bilder zum Beispiel in den Fernsehnachrichten nimmt ständig zu. Eine gewisse Dezenz der Darstellung, die früher auch der Kriegsberichterstattung zu Eigen war, weicht immer mehr einer Praxis, die die Opfer rücksichtslos zur Schau stellt. Ob es den Verantwortlichen dabei wirklich darum geht, eine abschreckende Wirkung zu erzielen, oder ob nicht ganz einfach auch hier die Reizschwelle zu Gunsten der Quote gesenkt wird, ist nicht ganz einfach zu beantworten.

Ein schwieriges Problem stellt die Nachrichtenauswahl dar. Man kennt den Vorwurf, Journalisten malten die Welt schwärzer, als sie in Wahrheit sei. Medienmacher kontern diesen Vorwurf gern mit dem „Mann beißt Hund“-Prinzip. Druckreif ist nicht das Normale, sondern das Hervorstechende: Unwetter, Unglück, Krieg und Mord. Sie rufen zur Rechtfertigung ihrer Praxis klassische Zeugen auf: Niemals wäre Thukydides unsterblich geworden, hätte er, statt über den Peloponnesischen Krieg zu berichten, das friedvolle, sonnenreiche Attika besungen. Und ist nicht die Bibel mit ihren Mord- und Wunderschilderungen in gewisser Weise der Sensationsliteratur zuzuordnen? Kein Zweifel, in allen Zweigen der Überlieferung wurde und wird

dem Spektakulären und Gewalttätigen der Vorrang vor dem Alltäglichen und Friedfertigen eingeräumt.

Die journalistische Berichterstattung macht da keine Ausnahme. Ihre Auswahlkriterien entsprechen dem Publikumsgeschmack. Die Leser, Hörer, Zuschauer mögen noch so sehr über die Bevorzugung der *bad news* klagen. Tatsächlich fühlen sie sich dabei sehr wohl; die Auflagenzahlen der Boulevardblätter und die Quoten des Fernsehens bestätigen es. Doch das allein besagt wenig. Wenn Nachrichtensendungen zum Beispiel des Fernsehens ausschließlich dem den Vorrang geben, was *thrilling* ist und sich mit entsprechenden Bildern unterlegen lässt, deformieren sie die Realität in einer die Empfänger überfordernden Weise. Darauf hat der frühere Bundespräsident Richard von Weizsäcker hingewiesen. „Wie wir heute Gewalt wahrnehmen, wird wesentlich von den Medien bestimmt. Nachrichtensendungen und Magazine präsentieren uns eine beliebige Auswahl von Kriegsschauplätzen und Gewalttaten, oft ohne verständlichen Überblick über Ursachen und Folgen. Der Zuschauer bleibt mit dem Eindruck zurück, von sinnloser Gewalt umgeben zu sein. [...] Mitgefühl wird kein Raum gegeben.“

Dass die Jagd nach möglichst eindrucksvollen Bildern auch bei guter politischer Absicht zu einem irritierenden, irreführenden Bild der Wirklichkeit führen kann, bezeugt die fokussierte Berichterstattung über rechtsradikale Manifestationen und Gewaltakte. Sie erweckte gelegentlich den Eindruck, als begegne man Ausländerhass und Neonazismus an jeder Straßenecke unseres Landes. Wir wissen, dass das nicht der Fall ist. Nun wird niemand bestreiten, dass die Beschäftigung mit dem Phänomen des Rechtsradikalismus eine wichtige Aufgabe der Medien ist. Dennoch weisen Forscher nicht grundlos darauf hin, dass gerade das Me-

dium Fernsehen bei diesem Thema vor sich selbst auf der Hut sein muss. So war kürzlich in der kritischen Medienzeitschrift *Message* zu lesen: „Neonazis und Skins sind ein visueller Glücksfall für das Fernsehen. Bei ihnen finden TV-Reporter, was das politische Alltagsgeschäft nicht hergibt: skandalöse Reden, martialische Gebärden, rohe Körperlichkeit, Action, sogar Gewalt.“

Der Boom der Gewalt in den Medien ist ein Faktum. Dass er vielfältige bedenkliche Wirkungen hinterlässt, sollte von den Verantwortlichen nicht länger bestritten werden. Aber was sollen Staat und Gesellschaft tun? Nach Erfurt hat die Politik reagiert, wie zu erwarten war, zunächst durch Symbolhandlungen. Nichts anderes ist die Kreation des runden Tisches durch den Bundeskanzler. Wenig Hoffnung verspricht eine Verschärfung des Strafrechtes. Es verwundert nicht, dass Paragraph 131 des Strafgesetzbuches, der die Verherrlichung von Gewalt unter Strafe stellt, in der Praxis bisher kaum eine Rolle gespielt hat. Das Strafrecht ist eine stumpfe, wenn nicht zwiespältige Waffe gegen degoutante Filme und Videospiele. Auch ein paar Stellen mehr bei der Freiwilligen Selbstkontrolle werden mediale Gewaltdarstellungen nicht ein-dämmen können.

Was bleibt, ist einerseits die Selbstverteidigung des Publikums. So plädiert Manfred Kock für „eine Kontrolle der Gesellschaft ihrer selbst, also eine Selbsterziehung der Gesellschaft, sich nicht alles vorsetzen zu lassen: durch Abschalten verweigern“.

Letztlich wird es auf die Einsicht der Filmemacher und Journalisten ankommen. Sie müssen die Wirkung ihres Handelns reflektieren, müssen erkennen, dass hemmungslose Effekthascherei ihre Glaubwürdigkeit erschüttert und dass *testing the limits* ein Weg ist, den die Gesellschaft auf die Dauer nicht ertragen kann.